

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

BÜLENT CEYLAN

MIT ASTRID HERBOLD

ANKOMMEN

*Aber wo war
ich eigentlich?*

 | FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, September 2021

© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70660-0

1 Patchwork auf 68 Quadratmetern

Meine Frau reißt zu Hause ständig die Fenster auf, sie mag frische Luft und kann es nicht leiden, wenn es »nach gestern riecht«, wie sie sagt. Ich mache Fenster lieber zu, mir zieht es schnell. Das habe ich von meinem Vater, Ahmet Turan Ceylan, von Beruf Betonmischer-Fahrer. Er konnte es im Wohnzimmer spüren, wenn im Bad das Fenster auch nur einen Spalt gekippt war. Wobei ich dazu sagen muss, dass unser Bad und unser Wohnzimmer nicht sehr weit auseinanderlagen. 68 Quadratmeter groß war die Etagenwohnung im Mannheimer Stadtteil Waldhof, in der ich mit meinen Eltern und meinen drei älteren Geschwistern lebte. Zu sechst wohnten wir dort allerdings nicht lange; meine zwei größeren Geschwister Angela und Fritz zogen schon bald nach meiner Geburt aus – der Altersunterschied zwischen mir und meiner ältesten Schwester beträgt 16 Jahre.

Jedenfalls konnte mein Vater feinste Luftzüge immer und überall spüren. »Ich merk's am Nacken«, klagte er. Merkwürdig: Er war einerseits total empfindlich, andererseits hart im

Nehmen. Er arbeitete viele Stunden täglich schwer, sorgte finanziell für unsere Großfamilie, wurde nie krank. Wenn ihn doch mal ein grippaler Infekt erwischte, legte er sich einen Tag lang ins Bett. »Frau, hol Decken!«, rief er meiner Mutter matt zu. Dann schwitzte er unter dem Deckenberg, bis ihm die Brühe runterlief. Am nächsten Morgen stand er wieder auf. »Ich geh' jetzt arbeiten.«

Das war mein Vater.

Einmal im Jahr legte er in einem Topf Gemüse ein, das kannte er als Ritual aus dem türkischen Internat, das er in den 1950er Jahren besucht hatte. Vielleicht machte er irgendwas falsch, jedenfalls schwamm oben drauf bald eine dicke Schimmelschicht. Meine Mutter fand das so eklig, dass mein Vater seine undefinierbare Pampe nur im Keller aufbewahren durfte. Ab und zu ging er runter, schob den Schimmel zur Seite und holte sich eine Portion von dem labbrigen Gemüse.

»Ich esse das jetzt.«

»Nein, das wird nicht gegessen!«, protestierte meine Mutter.

»Doch, das härtet ab!«

Und dann schaufelte er das Zeug tapfer in sich hinein. Ansonsten pflegte er lustigerweise vor allem typisch deutsche Männerhobbys: In seiner Freizeit ging mein Vater kegeln oder spielte Skat, selbstverständlich als ordentliches Vereinsmitglied. Ich durfte als Kind oft mitkegeln, manchmal fuhr ich sogar mit auf Kegelclubreisen. Zwar machten mich die langen Männerabende als kleiner Junge ziemlich müde, aber ich mochte die besondere Atmosphäre. Das Fachsimpeln nach

dem Spiel über gelungene und weniger gelungene Würfe, diese lauten, gutgelaunten Runden.

Alle anderen Männer im Verein waren Deutsche. Nur mein Vater war Türke. Er wurde von allen Turan genannt, vielleicht klang sein zweiter Vorname in den deutschen Ohren besser als Ahmet. Mein Zweitname ist ebenfalls Turan. Die dunklen Augen und die schwarzen Haare habe ich allerdings von meiner Mutter geerbt, mein Vater war hellhäutig und blauäugig. Das nur nebenbei, Stichwort Schubladendenken.

Mein Vater hat sich über solche Zuschreibungen Zeit seines Lebens wenig Gedanken gemacht. Er fühlte sich von seinen Freunden akzeptiert, hatte – so erinnere ich es jedenfalls – nie das Gefühl, dass es in seinem Umfeld ihm gegenüber rassistische Vorurteile gab. Turan sprach ganz gut Deutsch, wenn auch teilweise grammatisch fehlerhaft und mit Akzent. Auch die Artikel machten ihm gelegentlich zu schaffen. Trotzdem fiel es Fremden manchmal erst nach einigen Sätzen auf, dass er kein Muttersprachler war. Deutschland war wirklich seine Heimat geworden, und oft hat mein Vater gesagt, er könne sich nicht mehr vorstellen, in der Türkei zu leben. Von seinem Geburtsland hatte er sich über die Jahrzehnte innerlich immer weiter entfernt. Trotzdem liebte er die Traditionen, die Musik, das Essen. Meine Mutter kochte ihm zuliebe regelmäßig türkische Gerichte. Aber natürlich gab es in Hildes Küche auch weiterhin Nudeln und Sonntagsbraten.

Meine Geschwister Angela und Fritz waren schon Teenager, meine Schwester Anya war vier Jahre alt, als der neue türkische Mann zur Familie dazustieß. Meine Mutter war da bereits von ihrem ersten Mann geschieden und schon eine

Weile alleinerziehend. Dass eine solche Konstellation anfangs nicht einfach ist, kann man sich denken. Ein neuer Partner ist für Kinder immer schwer. Manche Ansichten meines Vaters gefielen meinen Geschwistern nicht; vor allem meine große Schwester war häufig anderer Meinung als ihr neuer Stiefvater. Außerdem war mein Vater streng, oft zu streng. Er wollte meine Mutter im Alltag entlasten und ihr helfend zur Seite stehen. Dazu gehörte für ihn, den Kindern klare Ansagen zu machen. Aus heutiger Sicht verstehen meine Geschwister seine Motive, damals war der familiäre Krach vorprogrammiert.

Ich kenne diese erste Zeit nach dem Kennenlernen und der Heirat meiner Eltern nur aus Erzählungen, aber ich ahne, wie schwierig die Patchwork-Familiengründung war. Manchmal hat meine Mutter mit meinem Vater geschimpft: Ihr gefiel nicht, wie er mit den Kindern umging. Er wiederum kannte aus seinem Elternhaus nur einen Erziehungsstil – und der war autoritär. Trotzdem schlossen meine Geschwister meinen Vater bald in ihr Herz. Aber ohne Reibungen verlief unser Familienleben nicht.

Wie aus dem Bilderbuch war allerdings die Liebe meiner älteren Geschwister zu mir, dem Nachzügler. Das konnte ich von Anfang an spüren. Nie haben sie mich als einen Störenfried oder Fremdkörper in ihrer bisherigen Familie betrachtet – obwohl es von außen offensichtlich war, dass hier etwas zusammengewürfelt worden war. Meine Mutter hatte mit der Hochzeit den Namen meines Vaters, Ceylan, angenommen; meine älteren Geschwister behielten den Nachnamen ihres leiblichen Vaters. Ich hatte insofern einen anderen Vater, ich

sah anders aus, und ich trug zwei türkische Vor- und einen türkischen Nachnamen. Das Wort »Halbbruder« wäre Angela, Fritz und Anya dennoch nie über die Lippen gekommen. Umgekehrt würde ich nie von meinen »Halbgeschwistern« sprechen, ich hasse dieses Wort regelrecht. Wir sind Geschwister, wir lieben uns – mehr gibt es für mich dazu nicht zu sagen. Das gilt übrigens auch für meinen Bruder Hasan, den Sohn meines Vaters aus einer früheren Beziehung. Zwar lebt er in der Türkei und unser Kontakt war leider nie sehr eng, aber für mich ist es selbstverständlich, dass er zur Familie gehört und ich immer für ihn da bin, wenn er meine Hilfe braucht.

Vor allem mit Anya, mit der ich noch lange zusammen bei meinen Eltern lebte, verband mich schon als Kind eine enge Bindung. Anya hat – wie auch Angela – oft auf mich aufgepasst, mit mir gespielt, mich umsorgt. Manchmal hat sie sogar ihr letztes Taschengeld für mich ausgegeben. Einmal wollte ich unbedingt einen Teddybär mit einem kleinen Elektromotor im Bauch haben, der sich so lustig bewegen konnte. Wie der Duracell-Hase, den ich aus der Werbung kannte. Sie plünderte wortlos ihre Spardose, nahm ihre letzten 20 Mark und kaufte mir diesen Bär. Ein anderes Mal nahm sie mich an der Hand, fuhr mit mir mit der Straßenbahn in die Mannheimer Innenstadt: erst ins Kino, dann zu McDonald's! In dieser Kombination für mich als Kind der denkbar tollste Tagesausflug.

Selbst als Teenager hat sie sich oft Zeit genommen für ihren sechs Jahre jüngeren Bruder, auch wenn sie vielleicht lieber mit ihren Freundinnen weggegangen wäre. Als wir beide längst erwachsen waren, habe ich sie gefragt, warum

sie damals so fürsorglich war. Ihre Antwort hat mich sehr berührt. Sie sagte, sie habe mir die Aufmerksamkeit geben wollen, die ihr selbst manchmal gefehlt hatte. Als Anya ein Kleinkind war, steckte meiner Mutter in einer anstrengenden und emotional aufreibenden Scheidung, danach musste sie sich erst einmal neu sortieren und war mit sich beschäftigt. Auch für meinen Bruder Fritz war das keine einfache Zeit, er bekam Probleme in der Schule, war beim Lernen innerlich wie blockiert. Meiner Mutter ging es in dieser Phase natürlich auch nicht gut. Sie hatte während der Trennungsphase mit ihrem schlechten Gewissen zu kämpfen, denn eigentlich wollte sie ihre Familie als gute Katholikin unbedingt zusammenhalten. Es fiel ihr nicht leicht, ihre erste Ehe zu beenden, auch als die Beziehung schon längst zerrüttet war.

Und nun der neue Mann – und noch ein Kind.

Als ich 1976 geboren wurde, war mein Vater unglaublich stolz, er platzte fast. Er hätte gern noch mehr Nachwuchs gehabt, aber meine Mutter schüttelte den Kopf. »Vier reiche'.« Zumal ich bei der Geburt kein Leichtgewicht war: 57 Zentimeter und viereinhalb Kilo, ein wahrer Wonnepoppen. Anfangs schlief ich im Schlafzimmer meiner Eltern. Wo auch sonst? Im kleinen und vollgestellten Kinderzimmer standen schon das Doppelstockbett für die beiden Mädchen und das Einzelbett meines Bruders, mehr passte beim besten Willen nicht hinein. Ansonsten gab es noch das Wohnzimmer, einen Balkon, den mein Vater vor allem zum Rauchen nutzte, und eine kleine Küche. Platz zum Spielen war eigentlich nirgendwo.

Ich erinnere mich, dass ich später häufig auf meinem Bett saß (nachdem Angela und Fritz erwachsen waren, zog ich ins Kinderzimmer um) und auf meiner Bettdecke mit meinen Figuren oder Autos spielte. Ich blieb gern für mich alleine und konnte mich stundenlang selbst beschäftigen. Oft war ich in innere Monologe vertieft, in komplizierte Geschichten und Handlungen, die ich mir ausgedacht hatte. Wenn jemand die Zimmertür öffnete, fühlte ich mich gestört. Vor allem, wenn meine Mutter den Kopf reinstreckte: »Büilent, komm essen!«

»Nein, ich will weiterspielen!«

Schon damals war ich also ein ziemlich guter Alleinunterhalter, wenn man den Ausdruck mal wörtlich nimmt.

Bei Tisch und auch sonst im Familienalltag wurde nur Deutsch gesprochen. Das ist auch der Grund, warum ich, bis auf ein paar Brocken, nie richtig Türkisch gelernt habe. Bei meinen Autogramstunden später gab es manchmal türkische Fans, die das gar nicht glauben konnten, die geradezu entsetzt und enttäuscht waren: »Was? Du kannst kein Türkisch?« Zwar unternahm mein Vater ein paar halbherzige Versuche, mir Wörter und Sätze in seiner Muttersprache beizubringen, aber das war von wenig Erfolg gekrönt. Wann hätten wir uns auch länger unterhalten sollen? Er stand auf, wenn ich noch schlief, und kam von der Arbeit, wenn ich schon wieder im Bett lag. Mit Hilde sprach Turan Deutsch, genauso wie mit allen anderen Menschen um ihn herum. Dem Klang der türkischen Sprache war ich selten ausgesetzt.

Zum Problem wurde meine fehlende Zweisprachigkeit allerdings, wenn die türkische Verwandtschaft, Tanten, Onkel, Cousinen und Cousins, aus Wuppertal zu Besuch kam.

»Warum versteht der Junge denn immer noch nichts?« Bei jedem Besuch war das ein Reizthema. Mit mir schimpfte niemand, aber mein Vater musste sich von seiner Schwester viele Vorwürfe anhören. »Du bist schuld, dass der Junge unsere Sprache nicht lernt!« Nicht selten eskalierten diese Diskussionen, es wurde laut und ungemütlich.

Ich war noch ein Kindergartenkind, da schlug meine Tante meinen Eltern eines Tages vor, dass ich für einige Monate nach Wuppertal kommen und bei ihnen leben sollte, um endlich Türkisch zu lernen. Aber da hatte sie die Rechnung ohne meine Mutter gemacht. »Nix – ich geb' kei' Kind her!« Hilde war nicht gewillt, über solche pädagogischen Experimente auch nur nachzudenken. Dass sie damit Gefahr lief, Turans Familie vor den Kopf zu stoßen und den Konflikt weiter anzuheizen, nahm sie in Kauf. Denn sofort wurde mein Vater wieder mit Vorhaltungen überschüttet: »Siehst du, das hast du davon, dass du eine Deutsche geheiratet hast!« Woraufhin mein Vater, der nie etwas auf meine Mutter hätte kommen lassen, sofort zurückpolterte: »Ihr haltet jetzt alle die Gosch! Sonst könnt ihr sofort wieder nach Hause fahren!«

Diese Streits wurden natürlich auf Türkisch geführt, ich habe das jetzt mal frei übersetzt. Als Kind merkte ich nur, es ist wieder so weit, es wird geschrien, wild gestikuliert, und alle sind sauer aufeinander. Schrecklich, ich hasste das. Zumal wir uns in der kleinen Wohnung mit so vielen Menschen nicht gut aus dem Weg gehen konnten.

Dennoch, und das halte ich allen Beteiligten nachträglich zugute, gab es nie ernsthafte Zerwürfnisse. Man warf sich Sprüche an den Kopf, aber man vertrug sich auch schnell wie-

der. Letztlich akzeptierte die türkische Verwandtschaft, dass es in Turans Leben nun eine deutsche Frau gab. Und was alle verband und woran es überhaupt keinen Zweifel gab: dass ich, der kleine Bülent, das von allen heiß und innig geliebte Nesthäkchen war.

Für meine Mutter waren diese Besuche der Verwandtschaft auch noch aus einem anderen Grund anstrengend. Denn natürlich wurde erwartet, dass Hilde alle von morgens bis abends bekocht. Grundsätzlich machte das meiner gastfreundlichen Mutter nichts aus, nur manchmal wurde es ihr doch zu viel. Zum Beispiel weigerte sie sich, spät am Abend noch ein großes Mahl aufzutischen. »Nach 20 Uhr gibt's bei uns nix Warmes mehr«, beharrte sie, ganz die Deutsche. Was, nichts Warmes, warum denn nicht? Die türkische Verwandtschaft schaute pikiert. Mein Vater versuchte, seine Frau zu überreden: »Geh, jetzt koch halt, auf!«

»Ich geb dir gleich: ›jetzt koch halt‹ – kannst selber kochen!«, gab meine Mutter grimmig zurück.

Mein Vater war an solchen Abenden sichtlich im Zwiespalt. Einerseits wollte er seine Frau nicht herumkommandieren, das hätte die sich auch gar nicht gefallen lassen, andererseits wollte er vor der türkischen Verwandtschaft als Hausherr gut dastehen. Normalerweise war es bei uns zu Hause eher so, dass Turan machte, was Hilde ihm auftrug – nicht umgekehrt. Aber vor Publikum wollte er lieber in die Rolle des Machos schlüpfen. Meine Mutter bemerkte das und schmierte es ihm regelmäßig aufs Brot: »Du denkst wohl, du musst hier den starken Mann raushängen lassen, wenn deine Familie da ist. Aber das kannst du dir gleich wieder abgewöhnen.« Und

genauso war es: Am Ende hat Turan sogar die Weihnachtsbäume für Hilde gefällt und nach Hause getragen.

Immer wieder gab es Zusammenstöße, wenn die Wuppertaler uns besuchten oder wir bei ihnen waren. Manche Anekdoten habe ich später in meine Bühnenprogramme eingebaut. Auch diese hier: Meine Mutter schwärmte damals für kitschige Gemälde von spanischen Flamenco-Tänzerinnen mit wallendem Rock und schwarzem Haar. Mein Vater ging zum Flohmarkt und kam kurze Zeit später tatsächlich mit einem riesigen Ölgemälde wieder. Ein liegender weiblicher Akt. »Ich wollte doch eine Flamenco-Tänzerin«, beklagte sich meine Mutter. »Das ist eine Tänzerin, aber eben eine nackige«, meinte mein Vater. »Außerdem war das Bild teuer.« Meine Mutter zuckte mit den Schultern, sie wollte auch nicht undankbar wirken, und so wurde der Schinken übers Ehebett gehängt.

Das nächste Mal, als die älteste Schwester meines Vaters – eine strenggläubige Muslimin – mit ihrer Familie zu Besuch kam, boten meine Eltern den Gästen wie immer das beste Zimmer, das Schlafzimmer, an. An das Bild dachte niemand. Aber nachdem die Wuppertaler abgereist waren, entdeckten wir, dass die Nackte nun nicht mehr nackt war. Meine Tante hatte das Motiv kurzerhand mit mehreren Handtüchern verhüllt. »Jetzt trägt das Bild eine Burka«, kommentierte mein Vater lakonisch.

Gegenseitige Toleranz war immer wieder von allen Beteiligten gefordert. Einmal waren wir in Wuppertal zu Besuch. Schon zum Frühstück bog sich der Esstisch, es gab Wurst, Hähnchen, Eier, eingelegtes Gemüse und vieles mehr. Ratlos saß ich vor dieser überbordenden Fülle.

»Ich mag das alles nicht. Ich will ein Marmeladenbrot.«

Meine Cousins starrten mich ungläubig an. Meine Tante schimpfte sofort wieder auf meinen Vater ein: »Dein Sohn isst noch nicht mal türkisches Essen?!« Die Stimmung sank schon auf den Nullpunkt, bevor der Tag richtig angefangen hatte. Meine Tante, das muss man dazusagen, hatte den Ruf einer Diktatorin; mit ihr war nicht zu spaßen. Sie war ohne Zweifel das eigentliche Familienoberhaupt. (Ich hoffe, liebe Tante, du nimmst mir das nicht übel, falls du diese Zeilen liest.) Ende vom Lied: Meine Tante stand dann tatsächlich auf, ging in die Küche und schmierte für ihren Neffen genau so ein Marmeladenbrot, wie dieser es sich wünschte.

Mittlerweile ist sie über 90 Jahre alt und lebt wieder in der Türkei. Aber eine denkwürdige Begegnung mit meiner Tante hatte ich noch: Ich war bereits ein erwachsener Mann und hatte meine damalige Freundin zu einem Familientreffen mitgebracht. Vor den Augen aller berührte ich ihre Hand. Meine Tante fand die Geste unangemessen. Durch die Blume gab sie mir zu verstehen, dass ich das lassen sollte. Mein Vater bemerkte den aufkommenden Zwist und guckte mich ganz erschreckt an: Oje, wer flippt jetzt zuerst aus, Bülent oder sie? Ich erhob meine Stimme, so dass alle mich hören konnten, aber sprach – entgegen den familiären Gewohnheiten – diesmal ganz ruhig und sachlich:

»Hör mir zu, Tante: Wenn du sagst, bring mir einen Kaffee, dann bringe ich dir einen Kaffee. Wenn du sagst, wasch mir die Füße, dann wasche ich dir die Füße. Wenn du sagst, mach dieses oder jenes für mich, dann mache ich das. Ich gebe dir jederzeit den Respekt, den du verdienst. Aber – du hast mir

nicht zu sagen, ob ich die Hand meiner Freundin halten darf. Wenn du darauf bestehst, dass ich sie in deiner Gegenwart nicht berühre, dann gehe ich jetzt sofort aus deinem Haus, und du wirst mich nicht mehr wiedersehen. Wir leben im 21. Jahrhundert, und auch du musst akzeptieren, dass die Zeiten sich geändert haben.«

Danach war absolute Ruhe im Raum.

Irgendwann machte meine Tante einen Laut. »Mmrrhhh.« Halb Knurren, halb Stöhnen. »Du bist genau wie dein Vater – also gut, mach doch, was du willst!« Damit war die Sache für sie erledigt. Später kamen meine Cousins zu mir und hauten mir anerkennend auf die Schulter: »Dass du dich das getraut hast! Du bist der Erste, der je so mit ihr geredet hat – dabei bist du einer der Jüngsten in der ganzen Familie.«

Danach gab es nie wieder Streit zwischen ihr und mir. Irgendwie hatte ich mir mit dieser Aktion Respekt verschafft.

4 *Billy, der Türk und ich*

Der Name Bülent bedeutet der Erhabene, der Edle, der Großgewachsene. Ceylan heißt auf Türkisch Gazelle. Ich bin sozusagen das Bambi unter den Komikern.

In meiner Kindheit und Jugend war der Name allerdings ein Problem. Wenn ich gefragt wurde, wie ich heiße, verstanden die Leute alles mögliche:

»Wie bitte? Bülän? Buland?«

»Bü-Len-T«, musste ich immer wieder erklären.

Dabei war mir mein eigener Name auf eine Art genauso fremd wie meinen Lehrern, unseren Nachbarn oder den anderen Kindern. Meine Geschwister hatten es da einfacher. Sie trugen leicht auszusprechende Namen, die jeder kannte. Angela, Fritz, Anya – und dann war da noch ich, der B. Ü. L. E. N. T. Mein Name war niemandem geläufig, das merkte ich schnell. Ich ragte damit merkwürdig aus der Geschwistergruppe heraus. Darüber hinaus störte es mich sehr, wenn mein Vorname – von meinem Nachnamen ganz zu schweigen – falsch artikuliert wurde. (Ceylan spricht sich

übrigens korrekt »Tschäilan« aus, und nein, es ist keine Teesorte aus Sri Lanka.)

Meine Schwester Anya spürte mein Unbehagen. Irgendwann im Laufe meiner Gymnasialzeit meinte sie deshalb: »Komm, wir erfinden einen coolen Spitznamen für dich.« Anya war damals ein großer Nena-Fan. Noch mehr liebte sie Billy Idol. So waren wir uns schnell einig: Ab jetzt würde ich mich nach dem berühmten britischen Rockmusiker nennen.

»Wie heißt du?«

»Billy.«

Keine Nachfragen. So blieb es für den Rest meiner Schulzeit, bis zum Abitur.

Damit hatte ich auch ein weiteres Problem gelöst, das mich als Teenager zunehmend umtrieb: Niemand erwartete von einem Billy, dass er türkisch sprach. Nur noch bei Verwandtenbesuchen oder während unserer Türkei-Urlaube wurde ich an meine vermeintliche Unzulänglichkeit erinnert. Schon bei der Einreise, mit Blick auf meinen Pass, sprachen mich die Grenzbeamten stets auf Türkisch an. Auch wenn ich beharrlich mit den Schultern zuckte und höflich bat: »I don't speak Turkish, could you please speak English?« Die Beamten runzelten die Stirn und redeten einfach auf Türkisch weiter. Diese Erwartungshaltung, die die ganze Welt an mich heranzutragen schien, nur weil ein türkischer Name in meinem Ausweis steht, hat mich bis ins Erwachsenenalter teilweise richtig wütend gemacht. Ich wollte durchaus gern Fremdsprachen können. Aber lieber lernte ich dann Englisch. Spanisch. Sogar Russisch.

Ich möchte auf keinen Fall, dass diese Zeilen missverstan-

den werden. Denn ich schätze die türkische Kultur sehr, ich mag Land, Leute und die Sprache! Aber irgendwo in mir schlummert noch immer dieses bockige Kind, das sich bestimmt tausend Mal von wildfremden Menschen die Frage anhören musste: »Wieso kannst du denn kein *Türkisch*?« Der innere Widerwille, der daraus erwuchs, hat mich bisher leider davon abgehalten, mich mit der Sprache meiner Vaters näher zu beschäftigen.

Doch bis zum Teenager Billy war es noch ein langer Weg. Erst mal wurde ich im Waldhof eingeschult. In meiner Klasse: hauptsächlich deutsche Kinder. Dass ich irgendwie ausländische Wurzeln hatte, machte schnell die Runde. Es muss in der ersten oder zweiten Klasse gewesen sein, als ein älterer Junge mich ansprach:

»Ey, du Türk.«

Nie zuvor hatte das jemand zu mir gesagt, aber ich hörte am Unterton, dass es abwertend, als Schimpfwort gemeint war. Vor diesem Jungen hatte ich ohnehin eine Heidenangst. Er war schon zweimal sitzengeblieben, deutlich größer als der Rest der Klasse – und den anderen Kindern gegenüber aggressiv und unberechenbar. Auch seine älteren Brüder, gefühlt ein einziger Schlägertrupp, waren an der Schule berühmt-berüchtigt.

Schnell wurde ich, der Zurückhaltende, von ihm zum Opfer auserkoren. Oft verabredeten sich die Jungs aus der Schule, um »den Türk« nach dem Unterricht »zu verschlagen«. Ich wehrte mich ein bisschen, aber nicht deutlich und heftig genug. Und so wurden die Angriffe immer häufiger. Bis heute

denke ich, dass ich nur einmal einen kräftigen Schlag gegen meinen Hauptgegner hätte platzieren müssen – dann wäre Ruhe gewesen. Dann hätte ich mir Anerkennung verschaffen können. Doch ich traute mich nicht. Natürlich löst man Gewalt nicht mit Gegengewalt, das weiß ich. Aber Reden und Diskutieren brachten mich als Grundschüler nicht weiter. Daher träumte ich nur davon, richtig fest zurückzuschlagen. Es hätte mir gefallen, wenn unter den Jungs die Erkenntnis die Runde gemacht hätte: Wir sind zwar stärker als Bülent, aber austeilen kann der auch. Wer sich mit ihm anlegt, kriegt auf jeden Fall was ab. Lassen wir es lieber.

(...)